

Advent

Von Heribert Teggers

Wenn die Herbstnebel in breiten Streifen über den niederrheinischen Deichen und Kolken lagen, wenn die Kopfweiden an den Wiesenbächen mit ihren langen und hageren Rutenarmen peitschten und die knorrigen Kopfgebilde verzerrte Gesichter schnitten, so daß man das Gruseln hätte lernen können, dann wurde Annekathrin jedesmal von einer drängenden Unruhe erfüllt, von einer schmerzenden und doch frohen Erwartung. Diese Tage mit ihrer bleiern Schwere, die die meisten Menschen nicht mochten, da sie schwermütig machten, waren für sie Tage einer harrenden Erfüllung, Tage einer langersehnten Ankunft.

Im Schutze des Deiches stand die kleine Kate, ein ärmliches Anwesen, das Erbteil ihrer verstorbenen Eltern. Erst im Alter von 45 Jahren hatte sie dem Briefträger Jan van Wickern die Hand zum Ehebund gereicht. Peter war ihr erstes und einziges Kind geblieben. Nach der Pensionierung ihres Mannes waren sie auf die Katstelle gezogen. Ein paar Ziegen, ein Schwein und etliche Hühner besserten das karge Auskommen ein wenig auf. Aber man war dankbar und zufrieden und freute sich eines jeden Tages, den der Herrgott schenkte. Es waren glückliche Jahre gewesen, bis Peter in den Krieg ziehen mußte. Das war eine harte Stunde gewesen, als die Mutter den Sohn an den Zug brachte. Nun stand sie allein, denn ihr Mann war inzwischen gestorben.

Aber über alles Geschehen war die Zeit rücksichtslos fortgeschritten, hatte Städte und Dörfer in Schutt und Asche gelegt und die Menschen wie die Fliegen sterben lassen. Wohl hatte Peter in den ersten Jahren geschrieben, dann aber blieb jede Nachricht plötzlich aus. — — —

Annekathrin ist siebzig Jahre alt geworden. Vor harter Arbeit sind die Hände zerfurcht und rissig, und sie geht auch ein wenig gebückt. Das klein gewordene Gesicht aber ist noch rosig und fast faltenfrei. Wenn man sie so anschaut, stellt sich leicht die Vermutung ein — besonders, wenn die Äuglein so freundlich dreinschauen — als ob dieser Frau die Kümernisse und Sorgen des Lebens erspart geblieben sind.

Annekathrin sitzt in ihrer schlichten Stube. Auf dem Tisch hat sie Erinnerungen ausgebreitet: den Totenzettel ihres Mannes, einige Briefe und Bilder aus der Brautzeit, dazu Feldpostbriefe ihres Jungen. Da sie nun den letzten liest, zittern die Hände doch ein wenig. Er trägt das Datum vom 15. September 1945:

„Liebe Mutter! Ich bin zum Schluß des Krieges nun doch in russische Gefangenschaft gekommen. Aber ich bin gesund und mir fehlt nichts. Man hat uns gesagt, daß wir Weihnachten bestimmt zu Hause sein werden. Dann werde ich also wohl im Advent kommen. Das wird ein frohes Wiedersehen werden. Dann brauchst Du nicht mehr zu arbeiten. Ich schaffe alles allein, und Du sollst es gut haben. Mit vielen Grüßen und Küssen von Deinem Sohn Peter.“ —

Peter hat nie im Leben die Unwahrheit gesagt, und so würde der Brief auch stimmen. Seitdem sie ihn erhielt sind zehn Jahre in die Zeit hinabgesunken. Aber was macht das schon! Man muß sich eben gedulden, und Annekathrin hat das Warten gelernt. Sie weiß zwar, daß viele Gefangene zurückgekehrt sind, weiß aber auch, daß viele noch in Rußland zurückgehalten werden. Man hat ihr auch erzählt, daß es Lager gibt, daraus nie ein Brief in die Heimat gelangt. Peter würde längst geschrieben haben. Er darf sicherlich nicht. Aber einmal wird er kommen, um den Advent, und darauf muß sie warten.

Und so überkommt sie jedes Jahr um die Adventszeit eine innere Unruhe. Die Menschen am Deich kennen das alljährlich sich wiederholende Bild: an jedem Adventssonntag geht Annekathrin zum kleinen Bahnhof. Mit irgendeinem Zuge muß ihr Peter ja kommen. Daß er nur an einem der Adventssonntage eintreffen kann, das steht für sie fest. Sie weiß zwar nicht warum, aber sie glaubt eben fest daran. Die Menschen, die ihr dann begegnen, grüßen freundlich, und sie sagt ihnen, daß Peter heute ganz bestimmt ankommen werde. Niemand nimmt ihr den Glauben und die Hoffnung. Es wäre zu grausam! Selbst der Pfarrer hat nicht den Mut!

Versonnenen Blicks sitzt sie im kleinen Wartesaal an demselben Tisch, an dem sie mit ihrem Sohn gesessen, da sie ihn zu den Soldaten brachte. Die Augen sind unverwandt auf den Bahnsteig gerichtet. Manchmal, wenn sie etwas länger warten muß, bis ein Zug einläuft, bringt ihr die Bahnhofswirtin eine Tasse heißen Kaffee. Das tut gut und richtet die Hoffnung auf. Wenn aber das Geräusch mahlender Räder wie eine Frohbotschaft an ihr Ohr dringt, dann springt sie auf und strebt der Sperre zu. Der Beamte läßt sie ohne Bahnsteigkarte durch. Vor so viel Treue kapituliert selbst die Dienstvorschrift.

Da steigt ein Soldat aus. Daß er Angehöriger der neuen Bundeswehr ist, weiß Annekathrin nicht. Freundlich lächelnd geht sie auf ihn zu und fragt mit etwas zittriger Stimme, ob er aus Rußland komme und ob noch mehr Soldaten mitgekommen seien. Auch der Soldat ist barmherzig, da er das alte Mütterchen mit dem Blumenstrauß in der Hand sieht. Sie erwarte ihren Sohn aus russischer Gefangenschaft, sagt sie. „Natürlich“, sagt er, „kommen immer noch Rußlandheimkehrer, und es ist möglich, daß Ihr Sohn mit dem nächsten Zuge eintrifft!“

Ja, ganz gewiß, so würde es wohl sein, denn er wollte ja noch im Advent kommen! — — —

Als der letzte Zug die Station verlassen hat, kehrt Annekathrin langsam heim. Nicht wie eine Enttäuschte, eine Gebrochene — nein, wie eine Hoffnungsfrohe, denn am nächsten Sonntag würde er ganz sicher kommen. — — —

Daheim in der Stube ist es warm. Sie räumt den festlichgedeckten Tisch, wie so oft schon, wieder ab. Hunger hat sie nicht. Sie setzt sich in den gebrechlich gewordenen Sessel, der neben dem Herd steht, nimmt das Bild ihres Jungen in beide Hände und betrachtet lange sein Gesicht. Dabei lächelt sie versonnen. Sie kennt doch ihren Peter. Der hält sein Wort schon. Und am nächsten Sonntag würde er bei ihr sein . . .

Über dem Deich gespenstern die Abendnebel. Vom Rhein her warnt eine Schiffs-sirene. Das hört sich fast an wie das ferne Signal einer Lokomotive. Das ist wie eine Frohbotschaft, die kündigt: ich komme, ich komme!

„Ja, ja!“ lächelt Annekathrin, „komme nur, komme nur, ich warte, warte so lange schon! Ich weiß, Advent heißt Ankunft — man muß nur warten können!“ . . .

Am anderen Morgen, als der nächstwohnende Nachbar an der kleinen Katstelle vorbeikommt, schaut er eben zu Mutter Annekathrin herein. Das haben auch die andern stets getan.

Das Licht der Adventskerzen auf dem Kranz ist erloschen. Annekathrin sitzt still im Sessel, das Bild ihres Jungen auf dem Schoß. Nichts mehr an ihr ist irdisch. Es ist alles so verklärt. Das kleine Gesichtchen leuchtet so selig, die Äuglein sind noch so voll warmem Glanz, daß man glauben möchte, nun, da sie ihren Peter wieder hat, sei sie hochbeglückt, daß das lange Warten endlich ein gutes Ende gefunden hat.